

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1882.

№ 41.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(14. Fortsetzung.)

1. Der Dreikönigstag.

Die Neujaarszeit bringt den Londonern lustige Tage, namentlich der Dreikönigstag, der letzte, mit dem die geheimnisvollen „Zwölfnächte“ zu Ende gehen, ein Feiertag im vollen Sinne des Wortes, ein wahrhafter Volksfeiertag für ganz England und besonders für dessen riesengroße Hauptstadt. In diesem Tage regiert der Twelfth-cake (der Zwölft- oder Königskuchen), ein uraltes berühmtes Gebäck, in welchem sonst eine Bohne für die Königin und eine Erbse für den König eingebacken wurde, was noch zur Zeit der jungfräulichen Königin Elisabeth der Fall war, aber in der langen Zeit von damals bis auf unsere Tage fast ganz abgekommen ist.

Der jetzige Königskuchen (twelfth-cake) ist in der Regel rund und weiß und mit mehr oder weniger geschmückten und gezeichneten farbigen Papierkränzen eingefaßt. Auf seiner Oberfläche befindet sich gewöhnlich ein hoher gotischer Dom, von oben bis unten durchsichtig aus Kandiszucker gearbeitet, und um dieses architektonische Meisterstück präsentieren sich eine Menge kleiner Konditorkunstwerke in den willkürlichsten Zusammenstellungen, von denen jeder Gast sich etwas zur Erinnerung mit nachhause nimmt. Nur der eigentliche Kuchen wird gemeinschaftlich verzehrt. Im Königspalast, in den Häusern des hohen Adels und aller Vornehmen und Reichen, wie in den bürgerlichen Quartieren, wo man behäbig lebt, ist der Königskuchen heimisch. Es gehört nicht unter die Seltenheiten, wenn der twelfth-cake auf 10 Pfund Sterling zu stehen kommt. Der Königskuchen für die königliche Familie in Windsor ist nicht selten 5 Fuß hoch und 100 Pfund schwer.

Alle Kuchen-, Pfefferkuchen-, Zucker- und Schweizerbäcker sind am Dreikönigstage schon lange vor Morgensanbruch beschäftigt, ihre Schaufenster so glänzend als möglich aufzuputzen und zu beleuchten, um ihre des Süßen und Schmachhaften in Menge bietenden Schaustellungen nach Möglichkeit zu empfehlen. Noch in tiefer Morgendämmerung, die mit einem gewöhnlichen Frühnebel, der als grauer, dichter Vorhang über die ungeheure Stadt niederhängt, alles Grau in Grau überhaucht, hat sich der Haupttrupp der Neugierigen eingefunden . . . es ist dies die liebe

Straßenjugend Londons, deren jeweiliges Gebahren freilich nicht zu den Annehmlichkeiten der gewaltigen Themsestadt zählt. Von dieser Straßenjugend kann niemand mit Recht sagen, sie sei zugeknöpft, im Gegenteil, sie ist sehr lebendig und ihre Späße und Witze haben jederzeit den Beigeschmack kerniger Grobheit.

Am Dreikönigstage belagern sie förmlich die Kuchenbäckereien, und wo diese maulfertige Gesellschaft sich eingefunden, sammeln sich gewöhnlich Gleichgesinnte zu dichten Haufen und es würde nicht möglich sein, daß Käufer in oder aus Läden treten könnten, ohne behelligt zu werden, wenn nicht Konstabler hier auf freien Weg und Ordnung hielten.

Damals . . . man schrieb das Jahr 1821 . . . enthielt das Parterre des großen Eckhauses, welches an der Passage Strand sich befindet und mit einer ziemlich langen Fensterfronte in die kleine Straße Bedford vorläuft, eine Schweizerbäckerei ersten Ranges. Es war nur natürlich, daß ein Geschäft von so großem Renommée, in dessen Auslagefenstern wahre Wunderwerke der Back- und Konditorkunst prangten und dessen drei große Verkaufsräume von außerordentlicher Lichtfülle strahlten, eine Menge Neugieriger herbeizog.

Plötzlich brach ein allgemeines Gejohle, ein wieherndes Gelächter los. Man jubelte wie toll und schrie aus Leibeskräften Bravo. Ein Stoßen und Berren machte den Menschenhaufen bald nach rechts bald nach links hin schwanken gleich einer Scholle Treibeis, die zu beiden Seiten ihres Fahrwassers an fest gefrorenem Packeis ankantet. Die Ursache dieses wüsten Gebahrens fand sich in dem gemeinen Späße „eine Anzahl Leute zusammen zu nähern“. Mit meisterhafter Geschicklichkeit und Schnelligkeit waren Rockschöße und Frauenkleider einer Anzahl Personen, ehe sie sich dessen versahen, mit Zwirn oder Stecknadel zusammen gehestet worden, und die Urheber dieses Juges warteten in aller Stille des Augenblicks, wo einer oder der andere der wie aneinander hängende Glieder einer Kette sich fortbegeben wollte und seine Nebenbeute mit sich riß, was natürlich Schreien und Schimpfen veranlaßte, aber auch gleichzeitiges Halloh der Täter hervorrief, das weit in die kleine Bedfordstraße hinein hallte.

„Verdammte alte Heze!“ rief eine zornige Männerstimme.

„Was hältst du meinen Mantelkragen mit deinen Krallen fest? Laß los, sage ich dir!“

„Was? Was? Eine Hexe wäre ich und meine Hand nennt du eine Kralle, Halunte?“ schrie ein langes dürrs Weibsbild mit sehr gelbem Gesicht und gellender Stimme. „Daß dein kurzer Hals dafür in einem der schmucken Halsbänder stecken möchte, wie mein Schwiegerjohn sie seinen guten Freunden umlegt, wenn sie sich die Lumpenbrut auf Erden aus der Höhe ansehen sollen.“ Die Alte hatte diesen Wunsch so laut geäußert, daß alle, die nicht zu fern von ihr standen, ihn sehr deutlich verstehen konnten.

„Die Lilli! Die Lilli! Henkers Schwiegermutter . . . Teufels Unterfutter!“ schrie ein Teil der gottlosen Gesellschaft, für die es kein größeres Vergnügen geben konnte, als die Alte in Zorn zu bringen, die einmal in Aufregung versetzt, ohne Anstoß ein ganzes Register von Fluch- und Schimpfwörtern loszuorgeln verstand und jetzt die Gelegenheit dazu für sehr geeignet zu halten schien.

Während dieses widrigen und durch Gejohle in allerlei Tonarten zum Skandal aufgewachsenen Auftritts trat der Konstabler, welcher die Ordnung aufrecht zu erhalten hierher befohlen worden war, an den Mann heran, dessen Mantelkragen noch mit Lillis Kleid zusammen geheset war und flüsterte ihm zu: „Master Zecco, hier haben Sie mein Taschenmesser, schneiden Sie den Nähfaden durch und dann eilen Sie so rasch als möglich fort . . . 's ist kein guter Umgang mit dem alten Ungetüm.“

Dieser Weisung zufolge war Zecco eben im Begriffe, den in Rede stehenden Faden mittels eines Schnittes von dem Kleide Lillis zu trennen, als diese so nahe Verwandte des Henkers eine zufällige Wendung machte und ihn in dieser Beschäftigung überraschte. Ein wilder Schrei entflog ihrem Munde. „Daß dich der Blitz erschlage, schäbiger Schurke! Mein Kleid willst du zerfezen?“ freischte sie wütend und riß ein unter ihrem linken, von einem kleinen Umschlagetuch verhüllten Arm getragenes Päckchen hervor, streifte dessen Papierhülle mit einem raschen Strich ihrer dürrn Finger ab und schwang ohne Zögern ein paar zusammen gebundene noch neu aussehende Stricke in der Luft, als wolle sie Zecco einen Hieb versetzen.

Die räube Gesellschaft prallte voll Entsetzen auseinander. Sie kannte diese Waffe des alten Weibes, vor der sie Scheu empfand.

Es waren Halschlingen, welche Lillis Schwiegerjohn, der Henker, den zum Strang verurteilten Delinquenten als letzten Schmuck, den das Leben ihnen bot, um den Hals gelegt hatte und welche nach der gesetzlichen Zeit, da man den Tod dieser „Abgetanen“ als erfolgt annimmt, ihm als Eigentum zufallen, mit denen ein immerhin gut rentirender Handel betrieben wird. Seit uralter Zeit herrscht der Aberglaube, daß alles, was aus Henkers Händen kommt, gewissermaßen geheilt sei und Glück bringe, und deshalb haben Spieler, Betrüger, Abenteurer und dergleichen vom Stegreif oder Zufall Lebende sich solcher Hilfsmittel bedient . . . von diesen Stricken, die unter den letzten Zudungen der Verbrecher sich gedehnt hatten, ein kleines Endchen bei sich getragen, verbürgt . . . so glaubt man . . . den sichern Erfolg bei schlechten Taten, so wie man sich auch überzeugt hält, daß ein Schlag mit dieser Henkerwaare den davon Berührten als dereinstigen Galgenkandidaten bezeichnet, weshalb jeder sich einem solchen möglichst entzieht.

Wer hätte sich also einer derartigen näheren Bekanntschaft mit der alten Lilli aussetzen sollen, da man sie als halb verrückte böse Sieben kannte?

Um so größer war die allgemeine Verwunderung, als man sah, daß sie ihre gefürchtete Waffe im Schwunge plötzlich zurückhielt, statt sie auf Zecco niedersallen zu lassen, dessen Gesicht leichenbleich geworden, während über das häßliche Gesicht der Alten ein reizendes Lachen hinglitt.

„Hast Angst, Zuckerkind? Nein, keine Angst . . . ich schlage dich nicht . . . gewiß nicht,“ sagte sie. „Gehörst ja so zu meines Schwiegerjohns Sippchaft . . . sehe dir's an . . . und ich bin viel zu fashionabel wie eine hochgeborene Lady, um seine guten

Freunde zu beleidigen.“ Sie ließ dieser eigentümlichen Tröstung ein halbblaues Gesicht folgen.

Unterdes hatte der Konstabler aus Zeccos herabhängender Hand das Messer genommen und rasch den Faden durchschnitten, welcher dessen Mantelkragen und Lillis Kleid noch zusammen geheset hielt. Die Alte machte ihm keine böse Miene darüber und zupfte mit großer Ruhe das Stück herunterhängenden Fadens aus ihrem Gewande, hob dann die auf den Boden gefallene Papierhülle auf, in die sie die Stricke wickelte und dann Zecco wie einem Herzensfreund zuziehend, schritt sie unbekümmert durch die kleine Bedfordstraße hin, wo sie bald verschwand.

„Nun, Master, hat Ihnen die alte abscheuliche Vogelscheuche nicht Spaß gemacht?“ fragte der Polizeimann. „Weil Sie in Ihrer Galerie eine Sammlung Räuber und Mörder haben, glaubt sie, Sie gehören auch zu dieser sauberen Sippchaft. Ist das nicht lustig?“

„Ja wohl . . . sehr lustig.“ In dem Tone, in welchem er diese Beistimmung äußerte, klang aber nichts heraus, was sich auf Heiterkeit hätte deuten lassen. „Wie mag sie mich nur haben kennen lernen? Ich habe sie nie gesehen.“

„Sie haben das alte Gespenst nur nicht beachtet, wollen Sie wahrscheinlich sagen. Wie Hofbediente, Kammerherren und solche vornehme Gesellschaft es nicht unterlassen, Ausstellungen zu besuchen, wo die Portraits großer Potentaten zu sehen sind, gerade so denkt auch die Sippchaft des Henkers, wenn seine Galgenzöglinge so täuschend nachgeahmt, wie das in Ihrer Galerie der Fall ist, von ihr beaugenscheinigt werden können. Das ist jedenfalls . . .“

Der Konstabler mußte seine Erklärung unterbrechen, um Ordnung unter der Menge zu stiften, die vom Strand in die Bedford-Street herein drängte, die Herrlichkeit der Schweizerbäckerei anzustarren; Zecco erblickte einen Omnibus, der die Tour nach der Endstation des Strandes Charing cross befuhr; es gelang ihm einen Sitz darin zu erhalten und so verließ er denn den Platz, wo er eine Bekanntschaft gemacht, bei deren Erinnerung ihn ein Schauer durchfröstelte, als fühle er den Anzug eines kalten Fiebers.

War es der feuchtkalte Nebel, dem er sich vor der Schweizerbäckerei ausgesetzt, welcher ihn so eifrig durchdrungen, daß selbst sein Mantelkragen, den er dicht um sich gezogen, ihn nicht erwärmen konnte? Nein, der Nebel hatte das nicht getan, wohl aber, daß die alte Lilli in ihm einen von ihres Schwiegerjohns Sippchaft erkannt und ihm dies einfach mit den Worten „sehe dir's an“ versichert hatte. Wie? trug er das Zeichen eines Verbrechers an seiner Stirn, gleich Kain, dem Brudermörder? In tiefes Schweigen versunken durchfuhr er die nicht allzulange Tour bis zur Station Charing cross, wo er mit Bestimmtheit wußte, ein Cab zu finden, das ihn zur Galerie am Hydepark corner bringen würde.

Trafalgar Square, der große schöne Platz, dessen Mitte Nelson's Monument trägt, während sein nördlicher Teil durch die Nationalgalerie begrenzt wird, wurde damals, also vor sechzig Jahren, noch von einer Menge winklicher Straßen bestanden, welche König Georg der Vierte entfernen ließ, wodurch der sehr umfangreiche Flächenraum frei von verhunzenden Gebäuden wurde und Licht und freie Luft empfing. Der südliche Teil des großen Platzes heißt Charing cross, von einem vor langen Zeiten von König Eduard I zum Andenken an seine Gemahlin Eleonore errichteten Kreuze, das im Verlauf der Zeit entfernt wurde, der Name aber ist geblieben. Hier endigt der Strand und Omnibusse (von den Engländern nur „Bus“ genannt), Cabs und andere Wagen haben hier ihre Stationen.

Trotz des sich tief senkenden dichten Nebels, der den Gebrauch von Fahrgelegenheiten nötig machte, hatte Master Zecco doch Glück genug, um eins der leicht hin rollenden zweirädrigen Cabs für sich zu finden. In einem kleinen halben Stündchen befand er sich vor dem großen Eingang in die Galerie, deren Tor ihm der Portier auf sein Klingelzeichen öffnete.

„Wir haben die Lampen noch brennen lassen müssen, Master Zecco,“ berichtete der Mann dienstfertig. „Die Dunkelheit in den Sälen ist zu groß.“

Becco nickte ihm zu und schritt ins Kassenzimmer voran. „Es würde vielleicht gut sein, Master, wenn Sie eine Tasse schwarzen Kaffee zu sich nehmen wollten,“ äußerte jener. „Der abscheuliche Nebel hat Sie zu sehr angegriffen, Sie sehen ganz erfroren aus.“

„Ja, ich bin einen Teil des Weges bis zur Bedfordstraße zu Fuße gegangen, weil ich weder ein Cab noch einen Omnibus fand, in dem für mich ein Platz übrig gewesen wäre. Bei solchem Nebel kann man nicht mit Gewißheit darauf rechnen.“

„Da haben Sie ein tüchtiges Stück Wegs gemacht, von Milford lane bis Bedfordstraße ist grade kein Kraxensprung. Ich werde den Kaffee bestellen.“

„Aber rasch . . . und ein Glas Cognac dazu, diese Mischung wird mir wohlthun, glaube ich.“

„Keine Frage, Master Becco,“ bejahte der Portier. „Margarit soll ihn gleich bereiten, sie versteht sich prächtig darauf, unsre selbige Signora Marcella war in dem Punkt immer sehr zufrieden mit ihr.“ Er lief eiligst zur Tür der Kassenloge.

„Wohin wollt Ihr?“

„Ei nun Master, in dem kleinen Closet hinter der Kassenloge, wo Signora ihren Kaffee einzunehmen pflegte, will ich den Lehnstuhl an den Tisch rücken.“

„Margarit soll mir den Kaffee in den Saal bringen. Eilt!“

Mit ein paar Schritten verschwand der redselige Mann aus dem Kassenzimmer; Becco ging dem Saale zu. Ehe er dessen Thür öffnete, überkam ihn ein Zucken, daß wie ein Blitzstrahl seine kräftige Gestalt durchfuhr. Unwillkürlich wendete sich sein Kopf nach der Kassenloge zu, hinter der die verstorbene Signora ihre Schaal Kaffee zu trinken pflegte. Er atmete schwer auf, als mangle es ihm an Atem . . . dann fuhr er mit der Hand über die Augen, wie man tut, wenn das, auf was sie trafen, einen erschreckenden Eindruck bewirkt hat. Dieser konnte jedoch nur von sehr kurzer Dauer sein, denn von innen drückte jemand kräftig die Türklinke nieder.

„Vorsichtig!“ rief Becco.

Der Herausstretende war einer seiner Arbeiter, der mit großer Höflichkeit um Entschuldigung bat und ihm sogleich den vom Nebel durchseuchteten schwer gewordenen Manteltragen abnahm.

Sämmtliche Leute seines Ateliers waren versammelt, um zwei neue Tableaux aufstellen zu helfen, welche mit der biblischen Geschichte dieses Tages in engstem Zusammenhange standen und zugleich als eine besonders gute Spekulation in Beziehung auf die Schaulust des londoner Publikums berechnet war. Die Andeutung der drei Könige aus dem Morgenlande, ein plastisch-schönes Figuren- und farbenreiches Bild, das ausnahmsweise

die englischen Herzen ergreifen mußte, welche ja, wie allgemein bekannt, religiösen Betrachtungen ungemein zugetan sind. Das zweite Bild bot, wenn auch nicht so farbenreich, als jenes, doch eine Veranschaulichung eines der erhabensten Ereignisse aus der Kindheit Jesu: seinen Besuch in seinem zwölften Lebensjahre im Tempel zu Jerusalem. Alles war zur Aufstellung beider Tableaux vorbereitet, und man legte, nachdem Becco den Fieberrost durch den Genuß des starken heißen mit Cognac gemischten Kaffees aus seinem Blute verdrängt hatte, Hand an die Arbeit. Die Blässe verschwand rasch aus dem Gesichte Beccos, es wurde rot von dem heißen, starken Trank. „Das ist ein probates sicheres Mittel“ sagte er leise zu sich . . . „es nimmt Furcht und Angst weg und ist billig. Ich werde es allemal in Anwendung bringen, wenn mich ein solcher abscheulicher Zustand wieder überfällt . . . es hilft schnell.“

Das Ende der zwölften Stunde, als die Galerie um die beiden schönen Tableaux bereichert worden, war herangekommen. Becco entließ die Leute, nur zwei Aufwärter blieben bei ihm, um die Fußteppiche in Ordnung zu bringen und die Ruhestühle für das Publikum aufzustellen. Nachdem auch dies geschehen, war Master Becco eben im Begriff, die Galerie zu verlassen, als aus den hinteren Sälen ein dumpfes Gepolter hörbar wurde.

„Was ist das?“ fragte er nach seinen beiden Leuten sich umsehend.

„Ja, Master, wer kann's wissen?“ entgegnete einer. „Da muß etwas gefallen sein.“

„Kommt! müssen sehen, was es gewesen sein könnte.“

Sie schritten aufmerksam in den Sälen zurück . . . nirgends in den Tableaux war nur das Mindeste zu erspähen, was außer der Ordnung gewesen wäre.

„Das ist doch seltsam!“ äußerte der Vorgehende. „Ja, wenn ihr das Gepolter nicht auch gehört hättet, wollte ich glauben, ich hätte mich getäuscht.“

„Nein, wir beide haben es ja auch gehört,“ meinte einer der Leute und sein Kamerad sagte: „das muß in der Brechertammer gewesen sein, ich kann mir's nicht anders denken.“

Während Master Becco einige Augenblicke stehen blieb und in den Saal zurückschaute, den sie eben durchschritten, gingen die beiden Aufwärter voran und bald hörte er ihre Stimmen . . . sie schienen die Ursache des Gepolters entdeckt zu haben. Nun erst eilte Becco ihnen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Salons und die Encyclopädisten.

Von C. Fehleisen.

(1. Fortsetzung.)

Schon die Zeitgenossen betrachteten die Encyclopädie als das eingreifendste Werk des Zeitalters, und sehr bezeichnend nannte Cabanis in der Einleitung zu seinem Buch über „Die Beziehungen zwischen der Natur und der Moral des Menschen“ die Encyclopädisten „die heilige Liga gegen den Fanatismus und die Knechtung.“

Daneben übernahmen die weitere Vermittlung der allgemeinen Bildung die Journale, welche vom Anfang des 18. Jahrhunderts in steigendem Zuwachs die mannigfaltigsten Kenntnisse in leichter und gefälliger Form austreteten, den Geschmack der Menge kultivierten und das Urtheil über die Leistungen der Wissenschaft und Kunst kritisch abwogen.

Durch solche Vermittlungen wurde es möglich, auch die Frauen in den literarischen Prozeß hineinzuziehen. Im 17. Jahrhundert waren es fast ausschließlich Fürstinnen gewesen,

die sich daran beteiligt hatten, während im 18. die Frauen überhaupt, sofern sie schön und gebildet oder auch nur das letztere waren, Einfluß gewannen. Molière hatte die Kartesierinnen des Hotel Rambouillet noch in seinen „Précieuses ridicules“ verspottet, aber nun wurden die Frauen ein Hauptelement der literarischen Bewegung, indem sie sich mit Bewußtsein an die Spitze der Salons stellten, in denen Kritik über alles geflogen ward, oder indem sie die Bestrebungen eines Autors Jahre lang mit ihrer vertrauten Teilnahme förderten, wie Voltaire von Frau v. Châtelet, Rousseau von Frau v. Warens, Frau Dupin und der Marschallin v. Luxembour, Diderot von Sophie Woland, d'Alembert von Fr. v. Espinasse, Marmontel von Frau Geoffrin angeregt und unterstützt wurden. Die Königinnen Frankreichs hatten sich nicht um Literatur gekümmert, aber Frau v. Pompadour tat es.

In Paris konzentrierte sich damals nicht bloß die französische, sondern auch die europäische Gesellschaft; hier vereinte sich nicht nur der Adel aller europäischen Nationen, die Blüte aller Schauspieler, Sänger, Tänzer und Musiker, ein Heer von witzigen Abbés, eine Legion von reizenden Hetären, sondern auch eine Auswahl aller Talente, die in der Wissenschaft empor strebten. Diderot, d'Alembert, Rousseau, Marmontel und viele andere arbeiteten sich von unten nach oben empor. Talent, Schönheit, Witz, Bildung machten gesellschaftsfähig. Die Aristokratie der Geburt wie die des Geldes durften nicht mehr als solche allein auf Anerkennung rechnen. Wenn man reich, aber dumm war, so mochte man witzigen Schmarozern gute Diners geben, respektiert ward man deshalb nicht. Reiche Finanzmänner, wohlhabende Schauspielerinnen, verschwenderische Tänzerinnen, vermögend gewordene Manufakturisten u. a. fingen an, ein Haus zu machen und die Berühmtheiten des Tages bei sich zu sehen. Der Reiz der geistigen Erregung, der guten Unterhaltung, der witzigen Plauderei, der Reue der Kritik der Tagesereignisse überwog die Rücksichten, die man früher genommen hatte. Die Stände fingen an sich in der Gesellschaft zu mischen. Angesehene Fremde, englische Lords, Gesandte, kleine deutsche und italienische Fürsten brauchten sich ohnehin nicht an die Etikette zu binden und suchten gerne die Stätten auf, wo sie unter Künstlern, Gelehrten, Staatsmännern, Philosophen sich auf die Höhe der damaligen Bildung versetzen konnten. Der Salon wurde einer der gewichtigsten Hebel des damaligen Bildungs- und Literaturlebens; an ihrer Spitze standen meist Frauen, welche, wie Voltaire scherzend sagt, einen oder zwei Schriftsteller als Minister zur Seite hatten. Doch wußten auch einzelne Schriftsteller selbst, wie Holbach und Helvetius, durch glänzende Vermögensverhältnisse begünstigt, trefflich den Wirt zu machen.

Die eigentliche Schöpferin der Salons war d'Alembert's geistreiche, aber zugleich leichtfertige und hartherzige Mutter, Frau v. Tencin; in ihrem Salon verkehrten hauptsächlich Fontenelle, Marivaux, Montesquieu und Volingbroke. Mit Schmerz mußte sie aber sehen, wie ihr das Scepter von Mad. Geoffrin entwunden wurde; diese eröffnete ihren Salon 1768. Sie war von bürgerlicher Geburt und heiratete einen Obersten der Nationalgarde, der die erste deutsche Spiegelmanufaktur errichtete, ein Privilegium darauf erwarb und einen bedeutenden Gewinn daraus zog, welcher es seiner Frau möglich machte, Gelehrte und Künstler zu unterstützen und jeden Montag und Mittwoch ein großes Diner zu geben. Montag für Künstler und Kunstfreunde, Mittwoch für die Philosophen und deren Anhänger. Es war nicht der Luxus der Bewirtung, welcher anzog, sondern der Reiz der lebhaften Unterhaltung; nie aber durfte diese das Maß leichter Anmut überschreiten; erhob sich irgend etwas Schroffes und Verletzendes, so rief die Gebieterin mit einem lächelnden: „Meine Herren, es ist genug“ die Streitenden sogleich zur Ordnung.

Später, außerhalb des Salons, wurden die Fragen dann wohl wieder aufgenommen; Morellet erzählt in seinen Memoiren, wie d'Alembert, Raynal, Helvetius, Galiani, Marmontel, Diderot nach dem Diner in der großen Allee des Tuileriengartens auf und ab wandelten, einem Gespräche sich überlassend, so belebt und frisch, wie die Luft, welche man einatmete.

Es zeugt von der Bedeutung und dem Einfluß dieses Salons, daß, als Mad. Geoffrin im Jahre 1766 ihren Schützling, den König Stanislaus von Polen, in Warschau besuchte, sie der polnische Adel völlig im Triumph empfing. Auch am Hofe in Wien erhielt sie die größte Auszeichnung, und die Kaiserin Katharina zu Petersburg beehrte sie mit einer Einladung zur Tafel. D'Alembert, Morellet, Marmontel, empfingen von ihr nicht unbedeutende Jahrgelder und ehrten sie, als sie 1777 starb, jeder durch eine kleine ihrem Andenken gewidmete Schrift.

Eine liebenswürdige Erscheinung war Julie de l'Espinaffe, die Freundin und Vertraute d'Alembert's und, wie dieser selbst, ein Kind der Liebe. Von ihrer Mutter, der Gräfin d'Abion, niemals anerkannt, aber von derselben als armes Waisenkind erzogen, war sie, 22 Jahre alt, als Gesellschaftsdame zu Mad.

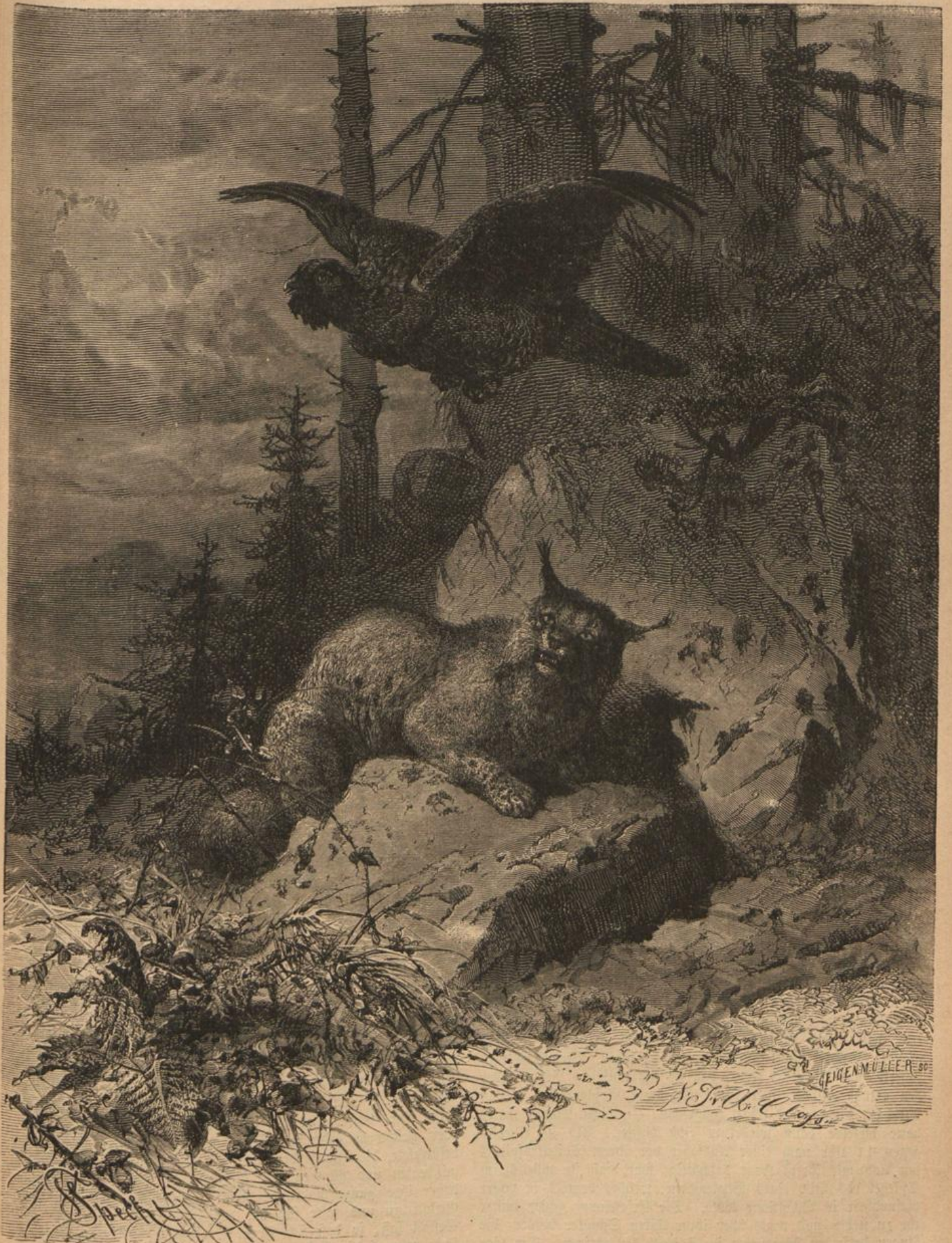
du Deffans gekommen, von dieser aber, nach zehnjährigem Aufenthalt bei ihr, in eifersüchtiger Leidenschaftlichkeit entlassen worden. Seitdem wurde sie der Mittelpunkt der angeregtesten Geselligkeit. Ohne Vermögen, ohne Geburt, ohne Schönheit war es ihr nichtsdestoweniger gelungen, in ihrer Wohnung eine sehr zahlreiche, mannigfaltige und geistreiche Gesellschaft zu versammeln; es war ihr im höchsten Grade die so schwere und köstliche Kunst angeboren, den Geist anderer anzuregen und ihn fruchtbar zu machen. Da sie nicht reich genug war, sich auf eine kostspielige Bewirtung einzulassen, entschloß sie sich von aller Bewirtung, ein Glas Zuckerrwasser ausgenommen, abzusehen. Diese ökonomische Neuerung tat aber der Geselligkeit nicht nur keinen Eintrag, sondern steigerte sie und ihr Salon war der glänzendste, was den geistigen Gehalt betrifft. Das gute Essen und Trinken war überhaupt Nebensache; die Diners und Soupers sollten nur die Gelegenheit für das Gespräch sein. Bei den Soupers der Fräul. Duinault z. B. stand in der Mitte des Tisches ein Tintenfaß, damit jeder der Gäste sogleich seine Gedanken niederschreiben konnte und hier wurden viele pikante Brochüren verfaßt. Epochenweise herrschten verschiedene Temata vor; zwischen 1740—50 mathematische und physikalische; zwischen 50—60 philosophische; zwischen 60—70 ökonomische; zwischen 70—80 politische; moralische und ästhetische waren immer gleich sehr kultiviert. Die Anzahl der Personen, welche sich in den Salons bewegten, war übrigens nicht sehr groß; 20 Personen scheint schon das Maximum gewesen zu sein; Massen, wie sie heutzutage ohne allen geistigen Gehalt und Austausch die Zimmer füllen und jede Individualität schon in der quetschenden Enge des Raumes sich erdrücken, existierten noch nicht.

Freier noch als diese Damensalons war der Salon des Baron Holbach, wo sich das höchste philosophische Interesse konzentrierte, wo die extremsten Meinungen gleiche Berechtigung hatten, sich rücksichtslos allen Konsequenzen hinzugeben, wenn man nur die Toleranz gegen Andersdenkende bewahrte. Mit unbefangener Freiheit besprach man alle Fragen der Religion, Philosophie und Politik. Derselbe Kreis versammelte sich bei Helvetius, nach dessen Tod (1771) seine Frau sich nach Autenil zurückzog, wo sie mit Morellet, Larocque, Cabanis, sowie mit dem in dem nahen Passy wohnenden Franklin bis zur Revolution in glücklicher Harmonie lebte.

Eine geistreichere, gedankentätigere, freimütigere Geselligkeit, in welcher die Würde ernster Forschung mit der Anmut gefälliger Einkehrung sich paarte, hat selten existiert. Es war eine schöne Zeit für die Glücklichen, besonders in Frankreich. Zersprengt schienen die Fesseln des Aberglaubens, der 17. Jahrhunderte die Menschheit knechtete. Die Sonne des schönsten Tages erleuchtete und erwärmte die geistige Welt, während jenseits des Ozeans eine Morgenröte der Völkerfreiheit und Menschenwürde anbrach. Der Despotismus in Staat und Kirche erbeute unter täglich wiederholten Schlägen, denn noch hatte Cazotte's Prophezeiung*) nicht ihren blutigen Schatten über diesen glänzenden, lebensfrohen Kreis geworfen. Es galt als ein Zeichen der Bornehmlichkeit, ungläubig und freisinnig zu sein. Der Adel deklamierte gegen den Despotismus, der Abbé gegen den Fanatismus. Erleichtert atmete man auf mit der Entdeckung, daß kein überweltlicher Gott existiere, man brauchte keinen Scharfsinn mehr aufzubieten, eine Gottheit wegen einer solchen Welt voll Mängel und Uebel zu rechtfertigen; man mußte mit ihr wie sie war eben zufrieden sein.

Natur, Natur, das war das große Bedürfnis der Zeit, alle Prädikate, welche man seither Gott vorbehalten hatte, wurden nun der Natur beigelegt. Sie wurde das Absolute. Und den Ursprung und das Ende der Welt kümmerte man sich nicht mehr, denn nur die Materie existiert ewig; man brauchte sich nicht wegen der Zukunft nach dem Tode, mit der Vorstellung von ewigen Höllenstrafen und ähnlichen religiösen Phantasmen

*) Ein Dichter und Mystiker, welcher im Jahre 1788 in einer lustigen Gesellschaft die Revolution und den blutigen Tod der meisten Anwesenden prophezeit hatte; was übrigens damals keine Kunst mehr war. Cazotte selbst wurde am 25. September 1792 guillotiniert.



Auerhahn und Luchs. (Seite 523.)

herumzuwängstigen, denn der Mensch hatte gar keine Zukunft mehr nach dem Tode. Man fühlte sich erlöst von dem Glauben an eine Erlösung durch die unbegreifliche Vermittlung von Reliquien, Heiligen, Sacramenten u. dgl. Die Materie wurde als das einzig wahrhaft Seiende erkannt. Der abstrakte Gott des Deismus, das sog. „höchste Wesen“ versank vor der Gegenwart der sich stets aus sich selbst verjüngenden Materie wie ein markloser Schatten. Die Empirie suchte als exakte Forschung die Gesetze aufzudecken, die in der Natur mit mathematischer Unfehlbarkeit regierten und einen Gott vollkommen überflüssig machten. Das Newton'sche Gesetz der Attraktion stand oben an; alle Gesetze, welche Galilei, Toricelli, Harvey, Huyghens, Maupertuis u. a. entdeckten, kamen zuletzt immer auf die Schwere und die Bewegung zurück. Die Wissenschaft enthüllte aber auch die Formseite der Natur. Buffon in seinen „Epoques de la nature,“ welche die Geschichte der geologischen Formation unseres Planeten erzählen, nahm sich zwar noch die Mühe, die Bildungsperioden der Erdschichten an die mosaische Schöpfungsgeschichte anzuknüpfen, aber der schließliche Eindruck blieb auch hier die so zu sagen ateistische Arbeit der sich selbst metamorphosirenden Materie. Der Deismus, welcher noch einen Gott voraussetzt, wurde als ein Wahn bekämpft, denn der Materialismus konnte außer der Materie und ihrer Bewegung nichts mehr anerkennen; ein

Gott war für ihn überflüssig und so bekannte er sich folgerichtig zum Ateismus. In Ansehung des Staates verglich man mit den corrupten und unhaltbaren Zuständen des damaligen Frankreich das Ideal der Gesellschaft im natürlichen Zustand und wendete sich zum Republikanismus, weil man fand, daß von Natur alle Menschen gleich seien.

Derjenige, welcher diese ganze Welt der pariser Philosophen und Salons beherrschte, lebte weit entfernt von diesem aufregenden Treiben in Ferney an den Ufern des Genfersees. Es war Voltaire, dessen unererschöpfliche Vielseitigkeit und unermüdete Tätigkeit nicht nur Paris, sondern ganz Europa beschäftigte. Gerade dadurch, daß er seit der Mitte des Jahrhunderts nicht in Paris lebte, daß er der pariser Gesellschaft fern stand, wurde ihm eine Herrschaft erleichtert, auf welche er eifersüchtig war. Vor wenigen Jahren, 1879, hatten wir Veranlassung, das Andenken Voltaire's und Rousseau's, ohne Frage der beiden bedeutendsten unter allen diesen Philosophen, in diesen Blättern zu feiern und begnügen uns deshalb auf jene Abhandlung zurückzuweisen*), dagegen werden wir auf die übrigen „Encyclopädisten“ und ihre Werke etwas näher eingehen.

*) „Neue Welt“ 1879. Zum hundertjährigen Todestag Voltaire's und Rousseau's.

Gibt es Gespenster?

Von Dr. Richard Ernst.

(Schluß.)

Mehrere merkwürdige Fälle ähnlicher Art, wie der Nikolai's, führt Huxley an in seinen „Grundzügen der Physiologie.“ Hier war eine Frau die Geisterseherin, glücklicherweise eine äußerst gebildete Dame, Frau A., die sich so wenig wie der Berliner Aufklärungsapostel von den Herrn Gespenstern foppen ließ.

An einem Dezembertag, gegen 4 Uhr Nachmittags, betrat Frau A. ihr Wohnzimmer und sah ihren Mann, der kaum eine halbe Stunde vorher spazieren gegangen war, am Kamine stehend, mit dem Rücken nach dem Feuer gelehrt. Ueberrascht fragte sie ihn, weshalb er so bald heimgekehrt sei. Sie erhielt jedoch keine Antwort. Frau A., welche glaubte, ihr Mann sei in Gedanken versunken, setzte sich auf einen Sessel. Nach Verlauf einiger Minuten, während welcher die Augen der Erscheinung fest auf sie gerichtet blieben, fragte sie: Warum sprichst du nicht? Da bewegte sich die Gestalt nach einem Fenster am äußersten Ende des Zimmers, behielt aber die Augen fest auf sie gerichtet und kam so dicht an ihr vorbei, daß sie betroffen war, keinen Schritt und kein Geräusch zu hören, ja nicht einmal ein Anstreifen der Kleider oder eine Bewegung der Luft zu verspüren. Frau A. war nun überzeugt, daß sie es mit einem Gebilde der Augentäuschung zu tun habe und kaum war sie hierüber im Reinen, als die Gestalt das Fenster erreichte, wo sie verschwand.

— Fünf Tage später Abends 10 Uhr ereignete sich in Gegenwart des Herrn A. ein anderer Fall. Frau A. glaubte in der Nähe ihres Mannes eine Kaze sitzen zu sehen, die sonst fast nie ins Wohnzimmer kommen durfte. Obgleich ihr Mann behauptete, daß nichts da sei, rief sie die Kaze, griff nach ihr und glaubte sie unter einen Stuhl kriechen zu sehen. Vergebens versicherte Herr A. seiner Frau, daß sie sich täusche. Als er aber den Stuhl aufhob, war die Erscheinung verschwunden. Das Alibi der Kaze wurde sofort festgestellt. — Einen Monat später hatte dieselbe dann wiederum eine Vision. Als sie Abends gegen 11 Uhr nach einer Ausfahrt vor ihrem Toilettenspiegel saß und mit ihrem Haar beschäftigt war, sah sie plötzlich im Spiegel das Bild eines Verwandten, welcher damals in voller Gesundheit in Schottland lebte. Die Erscheinung schien hinter ihr zu stehen und ragte über ihrer linken Schulter hervor; die Augen derselben begegneten im Spiegel den ihrigen. Die Gestalt war in ein Leichengewand gehüllt, das um den Kopf und

unter dem Kinn dicht zugesteckt war und Frau A. bemerkte sogar die Einzelheiten im Muster des Leichengewandes. Die Augen des Phantoms standen offen, die Gesichtszüge waren ernst und düster. Frau A. erzählte später, daß sie sich unter dem Banne eines Gefühls befunden habe, das sie zwang, eine Zeit lang auf diese traurige Erscheinung zu blicken, die so lebhaft und deutlich gewesen sei, als das Spiegelbild eines leibhaftigen Menschen nur immer sein kann, und daß das Gesicht hell von dem Lichte einer Kerze, die vor dem Spiegel stand, beleuchtet war. Nach einigen Minuten drehte Frau A. sich um, um die wirkliche Gestalt hinter ihrer Schulter zu betrachten, sah aber nichts und als sie wieder nach dem Spiegel blickte, war auch hier die Erscheinung verschwunden. — Im März desselben Jahres, als Frau A. im Begriff war, zu Bett zu gehen, erblickte sie vor sich in einem Lehnstuhl die Gestalt ihrer verstorbenen Schwägerin. Dieselbe war sauber und nett gekleidet, wie bei Lebzeiten, trug aber ein Kleid von besonderer Art, wie es Frau A. niemals an ihr gesehen hatte, das jedoch genau der Beschreibung entsprach, welche Frau A. über das Kleid ihrer Schwägerin vernommen hatte. Frau A. betrachtete mit Aufmerksamkeit die Gestalt, die in bequemer Haltung im Sessel saß und in einer Hand ein Taschentuch hielt. Sie versuchte, dieselbe anzureden, brachte dies jedoch nicht zu Stande. Nach ungefähr drei Minuten war die Erscheinung verschwunden. — Etwa sieben Monate später, im Oktober, sah dieselbe Dame, als sie in ihrer Wohnung am Kamin saß, die Gestalt einer andern verstorbenen Freundin, welche sich von einem Fenster am Ende des Zimmers zu ihr hinbewegte und sich dann nahe dem Kamin ihr gegenüber auf einen Stuhl setzte. Es waren noch mehrere Personen im Zimmer und Frau A., die sich bewußt war, daß sie es mit einem Trugbild zu tun habe, sich aber gleichwohl gedrungen fühlte, die Erscheinung anzublicken, befürchtete, die Anwesenden möchten ihren starren Blick ins Leere mißdeuten und glauben, ihr Verstand sei gestört. Sie nahm daher ihre ganze moralische Kraft zusammen, schritt auf die Gestalt zu und setzte sich auf denselben Stuhl, auf dem die Gestalt saß, so daß sich Frau A. gleichsam in deren Schoos setzte, worauf die Gestalt verschwand.

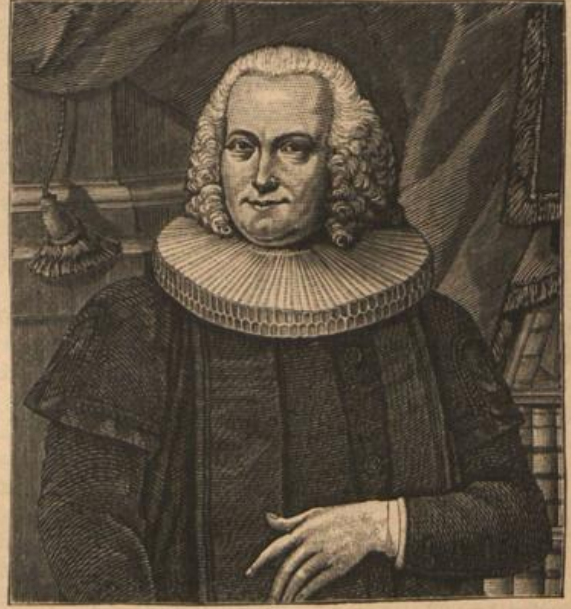
Es muß hervorgehoben werden, daß Frau A. zwar von

Natur eine sehr lebhaftere Einbildungskraft besaß, aber zu jener Zeit in Bezug auf ihre Gesundheit nur über einen gewöhnlichen Luströhren-Katarth und über etwas Verdauungsschwäche zu klagen hatte. Dagegen hatte Frau A. gewöhnlich vor ihren Visionen eine eigentümliche Empfindung in den Augen, die aber nach Aufhören der Täuschung verschwand. Frau A. sah zweifellos das, was sie beschrieb, ihr Sehnerv, ihre Netzhaut, waren genau in derselben Weise erregt, als es der Fall gewesen wäre, wenn die Anwesenheit ihres Mannes, ihrer Freunde, oder einer Raze die Ursache des auf ihr Sehorgan ausgeübten Reizes gewesen wäre, nur war es im vorliegenden Falle eine innere Ursache, welche die Reizzustände hervorgerufen hatte.



Gottf. Leibniz.

Einen ähnlichen Fall berichtet von sich der große Denker Spinoza. „Als ich“, schreibt er in einem seiner Briefe, „an einem Morgen, da es bereits tagte, aus einem sehr schweren Traum erwachte, schwebten mir die Bilder, die ich im Traume gesehen hatte, so lebendig vor Augen, als ob es wirkliche Gegenstände wären, besonders das Bild eines schwarzen und ausfälligen Brasilianers, den ich nie vorher gesehen hatte. Dieses Bild verschwand größtenteils, wenn ich, um mich durch etwas anderes zu zerstreuen, die Augen auf ein Buch oder auf etwas anderes heftete; sobald ich aber die Augen wieder von einem solchen Gegenstande abwendete und sie ohne Aufmerksamkeit auf etwas richtete, erschien mir dasselbe Bild des Mohren mit der-



Götze.

selben Lebendigkeit öfters, bis es nach und nach ganz verschwand.“ Spinoza führt dies als Beleg dafür an, daß alle derartige Visionen nichts als Täuschungen seien.

In die Kategorie der Illusionen scheint dagegen die Vision zu gehören, welche Goethe auf dem Weg von Sesenheim hatte, nach dem schmerzlichen Abschied von Friederike Brion. Er erzählt den Hergang mit folgenden Worten: „Nun ritt ich auf dem Fußspfade gegen Drusenheim und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum ausschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg.“

Walter Scott, sobald er des Morgens sich lebhaft an den Dichter Lord Byron erinnerte, sah diesen regelmäßig vor seinem Bette stehen.

Die angeführten hinlänglich beglaubigten Beispiele, welche sich bedeutend vermehren ließen, mögen genügen, um zu beweisen, daß ein großer Teil der kursorischen Gespenstergeschichten nicht durch optische Täuschungen, wie sie auch dem normalen Auge bei mangelhafter Beleuchtung vorkommen kann, sich erklärt, sondern daß ein wenn auch nur flüchtiger abnormer Zustand des Sehnervs die Erscheinung bewirkt haben muß.

Das in Rede stehende physiologische Phänomen wird den Charakter des Wunderbaren ganz verlieren, wenn wir die allgewöhnlichsten Vorgänge in unserem Geistes- und Empfindungsleben näher ins Auge fassen. Was ist das Gedächtnis anders, als die Fähigkeit, Eindrücke, welche von äußern Objekten

herühren, auch dann wieder hervorzurufen, (zu reproduzieren, wie die Psychologie sich ausdrückt,) wenn die betreffenden Objekte aufgehört haben, auf die Sinne zu wirken. Gesichtszüge und Gestalt der Bekannten wie überhaupt alle möglichen Objekte kann sich Jeder mit dem inneren Auge sehr leicht vorstellen, wie man auch eine gehörte Melodie mit dem innern Ohr reproduzieren kann. Ja der ganze Denkprozeß geht dadurch vor sich, daß der Geist mit dem Papiergeld gedachter Worte (statt mit der spartanischen Münze der realen Begriffe) operirt. Auch bei den übrigen Sinnen finden Reproduktionen statt, wenn sie auch minder lebhaft sind als bei dem Gesicht- und Gehörsinn. Die Sinnesindrücke hinterlassen also ihre Spuren im Centralorgan des physischen Lebens, im Gehirn, so daß sie beliebig wieder erweckt werden können. Weil die Reproduktionen aber nicht im Sinnennerv selbst, sondern im Gehirn ihren Sitz haben, sind sie weit blasser als die eigentliche Empfindung. In dessen haben die Reproduktionen im Traum fast dieselbe Lebhaftigkeit wie die Empfindungen selbst, weil vermutlich im Traum die Reproduktionen bis zu den Sinnesnerven selbst vordringen. Halluzinationen sind nun aber nichts anderes als äußerst lebhaft reproduzieren, die nicht sowohl im Gehirn als vielmehr in den Sinnesnerven selbst vor sich gehen.

Du weißt somit, lieber Leser und schöne Leserin, was von den Gespenstern und Gespenstergeschichten zu halten ist und wenn sich je einmal ein Gespenst den Spaß machen sollte, dir zu erscheinen, so denke an Herrn Nikolai und Frau A. Schreite beherzt auf die Erscheinung zu und das Phantom wird alsbald Reißaus nehmen. Gespenster sind nur denjenigen fürchterlich, die sich vor ihnen fürchten.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(38. Fortsetzung.)

Die Baronin zeigte sich anfänglich sehr erstaunt und entsetzt über die so plötzlich auftretende Abneigung Frieda Hasplers gegen den Konsistorialrat und deren Wunsch, mit dem sonst ja allgemein verehrten und hochbewunderten Mann Gottes nie wieder zusammen zu kommen.

Aber Frieda erklärte, keine Silbe von dem, was sie gesagt habe, zurücknehmen, aber auch keine hinzusetzen zu können. Uebrigens hoffe sie, daß der Herr Konsistorialrat — sie mußte einige Augenblicke nach dem passenden Ausdruck suchen — die bei ihr zur Geltung gelangte Scheu, beinahe hätte sie Abscheu gesagt, begreiflich finden würde.

Die Baronin schüttelte offenbar recht unmutig ihr Haupt, und als sie mit Frieda an der Schwelle von deren Schlafzimmer angelangt war, verabschiedete sie sich kurz und sehr viel weniger freundlich von ihr, als sie sich bisher unausgesetzt erwiesen hatte.

Frieda sank matt auf einen Sessel nieder und schlug die Hände vor ihr hochgerötetes, die Spuren heftiger seelischer Erregung tragendes Gesicht.

Was war ihr alles in wenigen Tagen geschehen!

Den Heißgeliebten — den Mann, welchen sie wegen seines edelen, hochstrebenden, von jedem Makel freien Charakters, seiner sichern, starken und doch so zart-sinnigen Männlichkeit angebetet hatte, war ihr verloren gegangen — verloren auf ewig!

Heiße Tränen entstürzten ihren Augen — verloren auf ewig — und warum? Weil man ihr gesagt hatte, er sei ein Unwürdiger, — weil man ihr Dinge mitgeteilt hatte, die wenn sie genau so geschehen wären, den Beweis geliefert hätten, daß sie sich ganz und gar in ihm, in dem Geliebten getäuscht und einen erbärmlichen Charakterchwächling, einen Sklaven wilder Sinnlichkeit, einen Verräter an beschworener Treue für der besten einen unter den Menschen gehalten hätte.

Hätte! Konnte sie sich wirklich so getäuscht haben? Und konnten sich die Menschen, die ihn bei ihr angeklagt, nicht schmähdlich im Irrtum befinden? Freilich, — es war eine ganze Anzahl Menschen, welche die Beweise für seine Schuld zusammengetragen hatten, Menschen, denen gegenüber kein Zweifel aufkommen konnte, daß sie selber glaubten, was sie gesagt.

Aber hatte Frieda nicht eben eine Scene erlebt, welche sie, so überzeugend als nur irgend denkbar, dessen überführt hatte, daß auch die aufrichtigste Uebereinstimmung des Urteils vieler, außerordentlich vieler Leute über einen ihrer Mitmenschen einen tiefwurzelnden, ungemein schwerwiegenden, gefährlichen Irrtum in sich bergen könne?

Wer hätte diesen Mann Gottes, den hochgestellten Geistlichen, den berühmten Kanzelredner, den von tausenden und besonders von Frauen und Mädchen aller Stände fast abgöttisch verehrten Repräsentanten und Inbegriff aller christlichen Tugenden, aller menschlichen Vollkommenheiten für fähig gehalten zu dem Verjud, ein Joden vom schwersten Schicksalschlage getroffenes, sich trotzig vereinsamt fühlendes, in dem gegebenen Augenblicke seiner Sinne kaum mächtiges, anscheinend völlig wehr- und hilfloses Mädchen förmlich zu vergewaltigen?

Niemand — sicher niemand —, kaum einer seiner erbittertesten Feinde, wenn er deren hatte.

Und dennoch — dennoch war dieser Mann solch eines Verbrechens, es gäbe keine Verbrechen, sagte sich Frieda, wenn das keines wäre! — fähig —

So konnte das Urteil von tausenden im Dunkeln tappen, so vermochte es die tiefsten Abgründe im Charakter einer allbekannten Persönlichkeit gänzlich zu übersehen. —

Warum sollten nun die par Menschen, welche ihr von Franz Stein Böses erzählt, nicht auch in schwerem Irrtum befangen sein, so sehr sie auch von der Richtigkeit ihrer Beobachtungen, von der Logik ihrer Schlußfolgerungen überzeugt waren?

Diese Möglichkeit war wenigstens sicher nicht ausgeschlossen.

— Was hatte sie getan, um sich zu überzeugen, ob diese Möglichkeit nicht Wahrheit und das, was man ihr erzählt, nur Schein, Mißverständnis, Mißdeutung war?

Nichts — gar nichts —, zusammengebrochen war sie unter der Wucht der auf sie eindringenden Unglücksbotschaft, schwach, elend schwach, kleingläubig, kindlich haltlos und widerstandsunfähig hatte sie sich erwiesen, —

O daß sie das beschämende Erlebnis der letzten Stunde erst an ihre Schwäche und an die Möglichkeit, daß diese Schwäche eine große Schuld in sich trage, hatte mahnen müssen!

Sie hätte prüfen sollen die Zeugnisse, die sich gegen ihn erhoben hatten, sie hätte den angeblichen Tatsachen mit Aufgebot all ihres Charaktermutes in das Angesicht sehen sollen, — gleichviel ob es ihr auch anfänglich noch so abschreckend erschienen wäre.

Aber war es dazu denn schon zu spät, — konnte sie keinen Schritt mehr zurück, — hätte sie in ihrer Schwäche einen Fehler begangen, der nie mehr auszugleichen wäre.

Nein — nein, das war nicht so — das konnte nicht sein.

Also — auf, — schauen, prüfen — sie griff nach dem Busen, dort hatte sie seine letzten Briefe verwahrt gehalten, sie hatte sich nicht von ihnen trennen können und trennen wollen —

Sie fand sie nicht mehr, — sie mußten ihr entfallen sein, vielleicht als sie ohnmächtig wurde.

Sie sprang auf vom Sessel, ihr Herz pochte laut, als wollte es zerspringen, — sie mußte die Briefe suchen, die lieben Schriftzüge sehen, sie an ihre Lippen drücken. Sie eilte nach dem Zimmer, wo sie der Konsistorialrat auf den Divan niedergelegt hatte —

Aber keine Spur war hier zu entdecken von den ihr so teuren Blättern.

Ohne sich Rechenschaft davon zu geben, was sie eigentlich tun oder sagen wolle, ging sie nach dem Salon, in dem sie mit der Baronin und ihrem Gaste soupiert hatte. An der Tür desselben blieb sie stehen wie festgebannt, — sie vernahm Worte, die sich unzweifelhaft auf sie selbst bezogen und dieselben wurden gesprochen in einem Tone, wie ihr hier bislang unbekannt geblieben war.

Unter heftigem, fast überlauten Lachen sagte die Baronin:

„Enfin, teuerster Freund, sind wir, oder vielmehr bist du, sehr, ganz über alle Maßen unvorsichtig gewesen. Die Kleine war zu erobert, wie jede andere — aber ob eine Festung im Sturm zu nehmen ist oder eine langsam fortschreitende, alle Verteidigungsmöglichkeiten erwägende Belagerung verlangt, das muß ein wahrhaft genialer Stratege stets mit vollkommener Sicherheit voraus beurteilen können, — ist's nicht so, geliebter Freund?“

Und die Stimme des Konsistorialrats antwortete also:

„Es ist die schwerste Aufgabe, die berechnender Klugheit gestellt werden kann, sie solle mit der Leidenschaft Wette laufen, diese nicht zügeln, — denn nur im zügellosen Walten mächtiger Leidenschaft ist voller höchster Lebensgenuss —, und sie doch auch keinen Schritt zu früh und zu weit, nicht rechts und nicht links wegab kommen lassen. Ich darf mich rühmen, ein Meister zu sein in der Beherrschung und Benutzung der Umstände, in der Lenkung und Unterwerfung der Menschen und glaubte diesmal weniger als je zuvor an einen Mißerfolg, und plötzlich muß ich fühlen, daß ich der Vorurteilsbesessenheit eines Kindes gegenüber machtlos bin, — mich wie ein liebetrunkenes, blindlünsterner Narr heillos kompromittirt habe — —“

„Mon dieu!“ meinte die Baronin leichtthin; „das ist nicht gefährlich, cher ami! Ich gebe der übermäßig tugendhaften Kleinen in der Limonade, die sie während ihrer unruhigen Nächte zu trinken pflegt, meinen vielbewährten Schlaftrunk, — ein wenig mehr, als nur zur Ruhe nötig, dann schläft sie nicht nur die Nacht, sondern auch morgen den ganzen Tag, und wenn sie auf-

wacht, dann erinnert sie sich schlimmstenfalls dessen, was ihr heut geschehen, wie eines Traumes, — die Kopfschmerzen, welche ihr dieser Schlaf beschereen wird, werden vollends dafür sorgen, daß sie an die krankhafte Ueberreizung ihres Hirns glaubt, — die Kleine ist überhaupt zu kräftig, — körperlich und geistig — wir müssen sie ein wenig krank machen, ihre Nerven etwas schwächen, — dann ist sie leichter zu lenken und —, was meinst du, Freund, dessen gewaltige Leidenschaft heute wieder einmal auf keinen besseren Gegenstand angewiesen ist, als mich, auch leichter zu lieben — —“

Frieda hatte genug gehört. In fieberhafter Eile — das Gesicht mit heißer Schamröte übergossen, und in tiefster sittlicher Empörung bebend ging sie nach dem ihr eingeräumten Zimmer zurück. Sie überlegte nicht lange, sie war nicht einen Augenblick zweifelhaft, was sie zu tun hätte, — fort aus diesem Hause, fort von diesen Menschen, ohne Abschied fort und auf Nimmerwiedersehen.

Sie nahm sich nicht einmal Zeit ihre Sachen sorgfältig zusammenzupacken. Ihren Hut setzte sie sich auf, ohne auch nur einen Blick in den Spiegel zu werfen, den Mantel warf sie über die Schultern, dann griff sie noch nach dem Regenschirm und rief aber völlig geräuschlos schritt sie durch den Korridor und eine Treppe hinab und war im Freien.

Es war nicht gar dunkel in der Dorfstraße und sie kannte den Weg genau, der zu dem einzigen Gasthause führte. Bald war sie dort, — Menschen traf sie dort nur wenige, der Wirt spielte mit ein paar Stammgästen ein vollstämmliches Kartenspiel.

Er war nicht wenig erstaunt, als er so spät Abends die junge Dame, welche auf dem Schlosse zum Besuch war, ohne Begleitung bei sich eintreten sah und den Wunsch aussprechen hörte, man möge ihr sofort einen Wagen anspannen lassen, der sie nach der nächsten Eisenbahnstation brächte. Da sich indessen bei solcher Gelegenheit ein gutes Stück Geld verdienen ließ, so zögerte der Gastwirt keinen Augenblick, dem überraschenden Verlangen nachzukommen.

Binnen zwanzig Minuten, die Frieda unendlich lang wurden, war angespannt, und dann ging es, wie sie verlangte, in scharfem Trab auf der holperigen Landstraße hin zur Bahnstation.

* * *

Nach dem Besuche bei dem Schuhmacher Schwarz hatte sich Franz Stein wieder ungesäumt auf den Bahnhof begeben und war mit dem nächsten Zuge in der Richtung, wo Greifenstein lag, abgefahren. Spät in der Nacht langte er auf der Kreuzungstation an, von der er zu Wagen nach diesem von den Straßen des Weltverkehrs entfernten Gebirgsorte fahren mußte. Eine Postverbindung zwischen der Bahnstation und Greifenstein gab es nur am Tage, auch ein Lohnwagen war auf dem Bahnhofe nicht zu finden.

Franz Stein ließ den Posthalter wecken und begehrte Extrapost. Der Posthalter war verpflichtet, solchem Verlangen zu genügen, und er tat es nicht ungern, denn bei dem teuren Preise der Extrapost fiel ein tüchtiges Stück Geld für ihn ab.

Es dauerte nicht lange, so fuhr Stein unter dem lustigen Schmetter des Posthorns die mondbeschienene Landstraße gen Greifenstein.

Er lag zurückgelehnt in die Kissen des geschlossenen Postwagens und dachte an seine Frieda. Dann und wann tat er einen Blick durch das herabgelassene Wagenfenster zu seiner Seite. Die Straße war und blieb still und tot; nur einmal unterbrach Pferdegequack und das Rollen eines rasch daherkommenden Wagens die Ruhe der Nacht.

Franz Stein faßte, ohne besondere Absicht, das an seinen Wagen im Vorüberfahren fast anstreichende Gefährt genau ins Auge. Es war eine ziemlich schwerfällige Landkutsche, deren ihm zugekehrtes Fenster herausgezogen und mit hellen Leinwandvorhängen verhüllt war. Der Insasse der Kutsche mußte es

gleichfalls recht eilig haben: die kräftigen Pferde dampften und der Kutscher gebrauchte in kurzer Zwischenpause immer wieder die Peitsche, um sie zu stets erneuter Kraftanstrengung anzuspornen.

Stein neigte sich unwillkürlich vor, um dem Wagen nachzusehen, — im selben Augenblicke aber erschien ihm das als müßige Neugier, und so unterließ er es.

Noch ehe der Morgen graute, wurde der Gastwirt durch lautes Klopfen an seiner Haustür geweckt.

Was seit Menschengedenken hier nicht vorgekommen war, geschah, — ein Reisender, und zwar ein offenbar sehr wohlhabender nobler Reisender, der sich den Luxus einer Extrapost erlauben konnte, begehrte Einlaß und Aufnahme in das Dorfwirtshaus.

Halb ärgerlich über so frühe Störung, halb erfreut über solch' fürnehmen Zuspruch öffnete der Mann unter vielen Krazfüßen und ungeschickt höflichen Begrüßungsworten.

Der merkwürdige Gast bestellte sich eine Flasche Wein vom besten, die der Wirt im Keller hatte. Das gewann ihm sofort dessen ganzes Herz. Trefflich aufgelegt zu vergnügtem Gespräche kam er mit einer Flasche Rotwein, die keinen geringeren Tropfen als die purpurnen Perlen des herrlichen Chateau Lafitte enthalten sollte, aus dem Keller herauf.

Der gnädige Herr hätte wohl noch weiter gewollt und sei bloß so im Vorüberfahren in Greifenstein eingelehrt, fragte er schon auf der Schwelle seiner Puz- und Brunkstube, die er Franz Stein ohne Bedenken eingeräumt hatte.

„Nein, ich will morgen in der Frühe hier auf dem Schlosse einen Besuch abstatten,“ antwortete Stein.

„Ach so, auf dem Schlosse. Na, dann sind der gnädige Herr gewiß ein Verwandter oder guter Bekannter der gnädigen Frau Baronin?“

„Der Baronin nicht, aber der jungen Dame, die jetzt bei der Baronin zum Besuch ist?“

„I du meine Güte,“ rief er der Wirt darauf verwundert aus, „da kommen der Herr aber um 'n Posttag oder wenigstens um 'n paar Poststunden zu spät — die ist ja grade abgereist! — mit meinem Wagen abgereist!“

„Abgereist?“ Auch Franz Stein rief das laut und sogar erschreckt. „Sagen Sie, Mann, abgereist und mit wem und wohin?“

„Mit wem?“ Ja — das war ja eben das Merkwürdige — mit keiner Menschenseele — in finsterner Nacht ganz mutterseelenallein — denken Sie sich nur, gnädiger Herr, so ein junges und bildschönes Mädchen, — ich kann rein die gnädige Frau Baronin nicht begreifen, die hat doch selbst Pferde und Wagen, überflüssig viel, sage ich Ihnen, und läßt die junge Dame, die bei ihr zum Besuch ist, ohne Begleitung und in meiner alten Karreete, — das heißt mein Wagen ist immer noch der beste in unsrer ganzen Gegend, wenn man die herrschaftlichen abrechnet —“

Franz Stein war aufgestanden und unterbrach den Redseligen.

„Wohin ist die junge Dame gefahren?“ fragte er noch einmal und so nachdrucksvoll, als nur möglich.

„Wohin — ja, du meine Güte, halt nach der Eisenbahn, — weiter weiß ich natürlich nichts.“

„Nach der Eisenbahn — ah,“ Franz Stein schlug sich vor die Stirn, — „da war sie, sie in der Landkutsche, die an mir vorüberfuhr — — Mann — der Postillon soll sofort wieder einspannen, ich fahre auf der Stelle zurück — hier haben Sie fünf Taler für den Wein und die Störung, welche ich Ihnen verursacht, sagen Sie dem Postillon, er bekomme gleichfalls fünf Taler, wenn er mich so schnell als es nur irgend denkbar zur Bahnstation zurückbefördert — gehen Sie, Herr, rasch, nur rasch — — —“

(Fortsetzung folgt.)

Gottsched, Göthe, Lessing.

Ein Stück Kulturgeschichte.

Das vorige Jahrhundert hat der Welt die französische Revolution gebracht, — der gesammten Menschenwelt, denn welches Kulturvolk wäre nicht im Gange seiner politischen und materiellen, seiner intellektuellen und moralischen Entwicklung durch die politischen und sozialen Umgestaltungen, die revolutionären Gedanken und die sittlichen Auerungen, welche der französischen Nation seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu danken sind, beeinflusst und befruchtet, angepörrnt und gefördert worden?

Das selbe vorige Jahrhundert hat derselben gesammten Kulturwelt eine andere Revolution geschenkt, welche darum nicht unbedeutender ist als jene, weil sie bis heute lange nicht so gewürdigt wurde, bei weitem nicht so leicht Verständnis fand und finden konnte, eine Revolution, welche in der Art, wie sie sich vollzog, für den wahren Kulturmenschen unfraglich viel höher zu achten ist, als jene, weil sie sich vollzog ohne Pulver und Blei, ohne Blut und Eisen, ohne den Laternengalgen und die Massenmezzerei der Guillotine.

Diese letztgedachte, unscheinbarere Revolution ward geboren, wurde groß und mächtig in Deutschland, — eine Revolution des Geistes, die in dem Triumvirate Lessing, Schiller, Goethe ihre höchste Verkörperung, ihre gewaltigsten Apostel fand.

Es gibt heute noch in den Reihen aller politischen Parteien und auf den verschiedensten Bildungsstufen Leute, welche an der stillen Arbeit des Geistes, an dem meist anscheinend langsamen Wachsen der Volksintelligenz achtlos vorübergehen und nur Interesse finden an den Spektakelstücken, welche sich polternd und staubaufwirbelnd im Vordergrunde der Weltbühne abspielen.

Bisher hieß man Weltgeschichte die geistlos zusammengetragenen Erzählungen aller möglichen Kriegsbrutalitäten und der rein äußerlich und oberflächlich aufgefaßten Ereignisse das Leben der Fürsten- und Priesterchaft.

Jetzt gibt es gebildete und ungebildete, das Beste und das Schlechteste wollende Menschen genug, welche es ansehen für die höchste Leistung, die der Geschichte zugemutet werden kann, wenn an Stelle jener historischen Schauer- und Trauergeschichten, jener blöden Lobhudeleien und widerlichen Klatschereien, die genau so oberflächliche Beschreibung der Außerlichkeiten des Volkslebens, an Stelle der Brutalitäten der Fürsten-, Racen- und Religionskriege die — denn der Zweck heiligt nicht die Mittel! — völlig gleichwärtigen Roheiten der blutigen Volksaufstände gesetzt würden.

Unvermeidlich waren die Kriege aller Art, die Kreuzzüge sowohl als die Bürgerkriege der Volkerhebungen, die einen wie die andern legitime Kinder der geistigen Beschränktheit der Völker, die für die Niedertracht vieler von denen, welche ein glückliches Geschick über die Masse und ihren Unverstand erhoben, den Boden des Gedeihens und das Feld der Betätigung gab.

Unvermeidlich waren sie — ob und wie lange noch sie unvermeidlich sein werden — daran Behauptungen oder gar Ab-

handlungen zu verschwenden, überlassen wir den guten Leuten, die als Zukunftsmusikanten so zweifelhafter Güte besonders qualifizirt sind, — den Propheten und den Narren.

Aber jede Art und jede Erscheinungsform der Völkerräuferei ist nichts weiter als ein immer neues Aufklatern der ursprünglichen Tierheit des Menschencharakters, während das stille Weben und Wachsen unsrer Gedankenwelt das von jener Tierheit sich losringende Keim- und Edelmenschliche in unsrer Entwicklungsgeschichte repräsentirt.

Darum wird die Menschengeschichte im Gegensatz zur bisherigen sogenannten Welthistorie nur Kulturgeschichte sein und mehr und mehr sich verbreiten über und sich vertiefen in das innere Leben und Streben, Schaffen und Wirken aller Menschen, die zu geistigem Leben überhaupt erwacht und emporgediehen sind.

Besonders interessant aber werden für den Kulturforscher diejenigen Zeiten sein, in denen eine höhere Welkerkenntnis und Lebensanschauung sich Bahn gebrochen hat, und, soweit sich der Entwicklungsgang der Kulturvölker überschauen und würdigen läßt, am allerinteressantesten wohl die Epoche, in der unsre Kulturwelt die Kinderstube der mittelalterlich-christlich-scholastischen Weltanschauung mit Bewußtsein und Absicht abzulegen begann.

Während des gesammten Mittelalters hatte es Menschen gegeben, die da erkannten, in wie tiefer Geistesnacht ihre Mitwelt umhertappe, und denen ein vergleichsweise heller Strahl der Erkenntnis zuteil geworden, — aber diese Erleuchteten mußten vereinzelt bleiben — weil der Menge oder besser der großen Herde der Menschen die Fähigkeit solchen Erkennens völlig abging und sie sich zum willigen Werkzeug ihrer „Hirten“ gebrauchen ließ, welche die christlich-scholastische Geistesfinsternis brauchten, um unter ihrem Schutze möglichst unbeachtet und ungestört ihre Schafe scheeren zu können.

Erst mit der schneidigen Kritik und Polemik der Encyclopädisten in Frankreich und dem gewaltigen Schaffen der deutschen Klassiker der schönen Literatur brach jene Epoche für die gesammte Kulturmenscheit an, — jene vorwiegend das Alte, Törichte, Verderbliche angreifend, zersezend, zerstörend, dieses wesentlich die Saat des Wahren, Guten, Schönen säend, das Fundament edel-menschlicher Lebensgestaltung in dauerhaftem Gestein aufrichtend.

Zu den pikantesten und zugleich lehrreichsten Episoden aus der Geschichte jener mächtigen Schöpfungszeit gehören die Kämpfe, welche Lessing gegen die Größen der Literatur, der Gelehrsamkeit und der Kirche seiner Zeit geführt hat.

Wir greifen im Folgenden die belangreichsten heraus, die gegen den dereinstigen Beherrscher deutscher Literatur, Joh. Christian Gottsched, und den Vorkämpfer christlicher Rechtgläubigkeit, den hamburger Hauptpastor Göthe, und hoffen damit unseren Lesern ein gut Teil von den Wurzeln und dem Werden unsrer modernsten Kultur enthüllen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Das Volkslied.

Kennt ihr den zaubrisch wunderbaren Klang,
Der mächtig sich von Mund zu Munde schwinget,
Unwiderstehlich in die Herzen dringet,
Bald hochaufschauzend, flüsternd bald so bang?

Jetzt schäumt es auf in ungestümmen Luft,
Dem Kinde gleich, die Freude harmlos zeigend,
Der Lerche gleich, die hoch zum Himmel steigend
Laut jubiliert aus freier, voller Brust.

Dann wieder lispelt's leis, geheimnisvoll,
Und offenbart des Herzens schönste Triebe,
Das holde Glück der süßen Jugendliebe,
Von dem der Busen einst so mächtig schwoll.

Und wieder hallt's wie banger Klage-ton,
Wie heißes, wildes, ungestilltes Sehnen,
Es klagt der Menschen töricht eitles Wähnen,
Klingt wie enttäuschten Hoffens bitterer Hohn.

Dst braust's auch wie ein brüllender Orkan,
Der Tod und Unheil rings umher bereitet,
Der Glode gleich, die wild zum Sturme läutet,
Die Männer ruft zum Kampf auf blut'ger Bahn. —

Verachtet nicht des Volkes schlichten Sang,
Belächelt nicht die leichtfertigen Weisen —
Des Volkes Lied kann Trone niederreißen,
Wenn ihm erwacht der Freiheit mächt'ger Drang.

Im Liebe klingt des Volkes Lust und Schmerz,
Im Liebe klingt sein Wünschen und sein Wollen,
Im Liebe klingt sein Jürnen und sein Grollen,
Des Volkes Lied — quillt aus des Volkes Herz!

Luchs und Auerhahn. (Illust. S. 517.) Auch in Europa hält sich eine Katzenart auf, welche denjenigen der heißen Erdstriche an Raubsucht und Blutdurst nicht nachsteht. Es ist das der Luchs, dessen scharfes Auge sprichwörtlich geworden ist und im Altertum zu manchem Aberglauben Anlaß gab. So glaubte man, daß er mit seinen funkelnden Augen sogar durch eine Mauer sehen könne. Nicht minder scharf ist sein Gehör. Dabei ist er mit einer im Verhältnis zu seiner Größe — welche die eines mittelmäßigen Hundes erreicht — ganz bedeutenden Stärke ausgestattet, die ihn befähigt, nicht bloß kleines Wild, sondern auch Edelmilch aller Art, und zwar junges wie altes, zu besondern auch den schädlichsten Raubtieren zählt. Er lauert an den von ihm ausgespürten Orten, in Mitteleuropa den Hirschen und Rehen, im Norden auch den Rentieren, sogar Elentieren auf, und schleicht an sie heran und springt mit drei bis vier ungeheuren, zwölf bis vierzehn Fuß weiten Sätzen auf seine Beute los, faßt sie, sich fest einbeißend, im Genick, schlägt seine Krallen tief ein, hält sich damit fest und beißt nun mit seinen scharfen Zähnen die Schlagadern des Halses durch. Bis das Tier verendet, bleibt er auf ihm sitzen; ja man kennt ein Beispiel, daß dieser furchtbare Reiter wider Willen mit seinem Reiter und Schlachtopfer weiter getragen worden ist, als ihm lieb war. Nach einer norwegischen Zeitung kam eines Tages eine Herde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde in höchster Eile nach dem Gute zugehoben. Ein Tier der Herde trug auf seinem Rücken einen jungen Luchs, welcher seine Krallen so tief und fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte, daß er nicht wieder loskommen konnte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es den inzwischen hinzugekommenen Söhnen des Gutsbesizers gelang, das Raubtier zu erschrecken, ohne die Ziege zu verletzen. Von einem großen Tiere frist er verhältnismäßig nur sehr wenig, 2—3 Pfund etwa, das Uebrige läßt er liegen, seinen Mitraubtieren Fuchs und Wolf zur Beute, welche ihn bald als freigebigen Wirt erkennen lernen und ihm folgen. Er begnügt sich nicht einmal mit der Tötung eines Tieres, sondern reißt in blinder Wut und unersättlicher Mordgier soviel zu Boden, als er kann. Beschrein erzählt, daß ein einziger Luchs in Thüringen in einer Nacht dreißig Schafe getötet habe, und Schinz kennt Beispiele aus der Schweiz, wo ein Luchs in kurzer Zeit dreißig bis vierzig Stück kleines Vieh abgewürgt hat. Interessant ist die Beschreibung, die der ausgezeichnete Naturforscher Tschudi von dem Tiere macht. So lange der Luchs in seinen Hochwäldern und Gebirgsklüften seine Nahrung findet, schreibt Tschudi u. a., jagt er nicht weiter. Hier lebt er in den einsamsten und finstlichsten Schluchten mit seinem Weibchen und verrät seinen Aufenthalt nur selten durch sein durchdringendes, widerliches Heulen. So lange es geht, liegt er in der tiefsten Verborgenheit und jagt, auf dem Anstand lauend, der Länge nach auf einem bequemen untern Baumast im Dickicht hingestreckt, wo ihn das Laubwerk halb verhält, ohne ihn beim Abprunze zu hindern. Auge und Ohr in schärfster Spannung liegt er Tage lang auf dem gleichen Fleck und scheint mit halb gesenkten Lidern zu schlafen, wenn seine verräterische Wachsamkeit am größten ist. Er lebt von der List, da sein (wie aller Katzen) stumpfer Geruchssinn, seine verhältnismäßig geringe Schnelligkeit ihn zum offenen Angriff nicht befähigen. Geduldiges Lauern, außerordentlich leises, Katzenartiges Schleicheln bringt ihn zur Beute. Er ist nicht so schlau als der Fuchs, aber geduldiger; nicht so frech als der Wolf, aber ausdauernder, von gewanterem Sprung; nicht so kräftig wie der Bär, aber scharfsinniger, aufmerksamer. Seine größte Kraft liegt in den Füßen, der Kinnlade und dem Raden. Er weiß sich die Jagd bequem zu machen und ist nur wälerisch in der Beute, wenn er Fülle hat. Was er mit seinem langen, sichern Sprung erreicht, wird niedergelassen; erreicht er sein Tier nicht, so läßt er es gleichgiltig fliehen und kehrt, ohne ein Zeichen von Gemütsbewegung, auf seinen Baumast zurück. Er ist nicht gefräßig, aber liebt das frische, warme Blut und wird durch diese Liebhaberei unvorsichtig. Erlauert er am Tage nichts und wird er hungrig, so streift er des Nachts umher, oft ungeheuer weit, auf drei bis vier Alpen; der Hunger macht ihn nützlich und schärft seine Klugheit und seine Sinne. Trifft er eine weibliche oder Ziegenherde, so schleicht er, schlangenartig auf dem Bauche sich windend, heran, schnellt sich im günstigen Augenblicke vom Boden auf, dem auffpringenden Tiere auf den Rücken, zerbeißt ihm die Pulsader oder das Genick und tödtet es so augenblicklich. Dann leckt er zuerst das Blut, reißt dann den Bauch auf, frist die Eingeweide und etwas vom Kopf, Hals und Schultern und läßt das übrige liegen. Im Sommer 1814 zerrissen drei oder vier Luchse in den Gebirgen des Simentales 160 Schafe und Ziegen. Hat der Luchs aber Wildpret genug, so hält er sich an dieses und scheint eine gewisse Scheu zu haben, sich durch Zerreißen der Haustiere zu verraten. Die in den Alpen lebenden Gemsen fällt er mit Vorliebe an; doch übertreffen ihn diese an Feinheit der Bitterung und entgehen ihm häufig. Häufiger erbeutet er Dachse, Murmeltiere, Alpenhasen, Hasel-, Schne-, Vitz- und Auerhühner und greift im Notfall selbst zu Eichhörnchen und Mäusen. Selten fällt ihm bei uns im Winter, wo er

sich oft in die unteren Berge und selbst in die Täler wagen muß, ein Reh zu; dagegen versucht er es wohl, sich unter der Erde nach den Ziegen- oder Schaffställen durchzugraben, wobei einst ein Ziegenbock, der den unterirdischen Feind bemerkte, als er eben den Kopf aus der Erde hob, diesem so derbe Stöße zuteilte, daß der Räuber tot in seiner Mine liegen blieb. — Der Luchs wird etwas über drei Fuß lang und nicht ganz zwei Fuß hoch. Er hat einen auffallend kurzen, nur sechs Zoll langen Schwanz. Sein Neuzeres zeichnet sich besonders aus durch schwarze Haarpinsel an den Ohren. Sein Balg ist graubraun, rotbraun oder weißgrau und oft mit verschiedenen dunklen Flecken oder Strichen versehen; man nennt ihn daher je nachdem Fuchsluchs, Katzenluchs oder Wolfsuchs. Im Süden Europas wird der gemeine Luchs durch den Pardelluchs vertreten, der kleiner ist als sein nordischer Verwandter und sich besonders durch den großen Badenbart und die langen Ohrpinsel kennzeichnet. Der Balg gehört zu den schönsten und teuersten Pelzwerken; doch sind die Haare spröde und springen daher nach längerem Gebrauch. Die Jakuten halten auch das Fleisch des Luchses für einen vorzüglichen Lederbissen und merkwürdigerweise essen auch die Schweizer nach Tschudi Luchsfleisch, das sie für sehr wohlschmeckend halten. Kobell erzählt, daß bei der Fürstenversammlung in Wien mehrmals Luchsbraten auf die Tafel gekommen sein soll und fügt dem hinzu, daß noch im Jahre 1819 in Ettal Auftrag gegeben wurde, Luchswildpret zu liefern, weil solches dem König von Bayern als Arznei gegen den Schwindel angeraten worden sei. — Junge Luchse werden so zahm, als überhaupt ein derartiges Raubtier werden kann. Man darf ohne Gefahr, sie zu verlieren, sie später frei im Hause laufen lassen, doch wird ihre Keugier lästig, da sie jeden fremden Gegenstand zu beriechen pflegen. Die Katzen bleiben übrigens eben so wenig neben den jungen Luchsen, als die Hunde neben einem jungen Wolf. — Vordem in allen Wäldern Europas verbreitet, ist der Luchs aus Deutschland verschwunden und nur selten wird ein aus den Nachbarländern zu uns verirrtes Tier geschossen. Dagegen findet er sich noch öfter in Böhmen, im nördlichen Europa, in den Pyrenäen und in den Alpen. In eine dieser Gegenden müssen wir daher die Szene versetzen, die unser Bild vergegenwärtigt. Diesmal hatte sich Meister Scharfauge einen Geflügelbraten versprochen und den edlen, schmachtigen Auerhahn auf seine Speisekarte gesetzt. Mit gerechten Ohren und funkelnden Blick lauert er in seinem Versteck auf den Lederbissen. Aber auch Herr Auerhahn und Dame Auerhahn haben sehr scharfe Sinne, Gesicht und Gehör sind vortrefflich und, vorsichtig wie sie sind, werden sie selten den ihnen nachstellenden Raubtieren zur Beute. Auch der Auerhahn unseres Bildes ist der Gefahr glücklich entronnen. Er hat sich vom Boden, wo er sich des Tages über aufhält, erhoben und in rauschendem Fluge schwingt sich der staltliche Vogel auf einen Baum, wo er vielleicht das glückliche Ereignis in hübschen Versen besingt. Versmachen nennt nämlich der Waldmann gewisse eigentümliche Töne des Auerhahns, welche derselbe besonders zur Zeit der Balze hören läßt, wo er ganz besonders aufgeregt zu sein pflegt. Er streckt den Kopf vor, sträubt die Kopf- und Kehlfedern und gibt nun schnalende Laute von sich, welche immer schneller auf einander folgen, bis der Hauptschlag erschallt und das Schleifen anfängt. Dieses besteht aus zischenden Lauten, welche dem Wezen eines eisernen Werkzeugs sehr ähnlich sind und in mehreren Sätzen sich folgen; der letzte Ton wird lang gezogen. Dabei befindet sich der Hahn in einer gewissen Verzückung, welche ihn alles um sich her vergessen läßt und so weit geht, daß er sich sogar um den Knall eines Feuergewehrs nicht kümmert.

St.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Note Kanarienvögel. Der bekannte Ornithologe Carl Ruß in Berlin hat im Juniheft der von Sacher-Masoch herausgegebenen Revue „Auf der Höhe“ eine interessante Arbeit über „die Farben der Vögel“ veröffentlicht. Er sagt u. a.: Seit einigen Jahren züchtet man in England Kanarienvögel, deren ganzes Gefieder rot ist. Diese Färbung wird dadurch erzielt, daß man die jungen Vögel vor und während des Federwechsels mit dem bekannten roten Cayennepfeffer (Paprika), fein gepulvert und mit eingeweichtem Weißbrot vermischt, füttert. Der scharfe Pfeffer schadet den Vögeln nichts, dagegen geht seine Farbe ihnen in's Blut über und färbt ihr Gefieder rot. Lassen wir nun der Phantasie die Fügeln schießen, so dauert es garnicht lange, da züchten wir nach bestimmten Gezeiten allerlei Vögel und färben sie ganz nach Belieben durch dem Cayennepfeffer gleichwirkende Stoffe in allen Farben des Regenbogens.

Wirkung hohen Drucks. W. Spring, ein belgischer Physiker, hat über den Einfluß hohen Drucks auf feste Körper höchst interessante Versuche angestellt. Er setzte dabei massive oder pulverisierte Körper einem Drucke aus, der bis zu 10 000 Atmosphären steigen kann. Unter solchem Drucke wurde Kohlenstaub in einen festen Flözen verwandelt, der alle Eigenschaften der gewöhnlichen Kohle aufwies. Torf wurde in gleicher

Weise in einen Block schwarzen Minerals mit glänzendem Bruch umgeformt, das keine Spur organischer Textur mehr zeigte bei 6000 Atmosphären. Durch Druck wurde dieser Torf plastisch; durch Verbrennen dieses so komprimierten Torfs erhielt man gewöhnlichen Coaks. Durch solche Versuche ist Spring zur Ueberzeugung gelangt, daß durch Hitze, verbunden mit Druck von nur 200—300 Atmosphären, unsere heutigen Kohlenlager sich haben bilden können. Weiche Metalle und sehr viel kristallinische Körper in pulverisiertem Zustande lassen sich auch so in mehr oder wenig feste Blöcke verwandeln, die zuweilen ein höheres spezifisches Gewicht haben, als sie vorher in gewöhnlichem Zustande besaßen.

Nebelbildung. In einer Sitzung der londoner physikalischen Gesellschaft wurden kürzlich verschiedene höchst interessante Experimente zur Erläuterung der Nebelbildung vorgeführt. Im Jahre 1875 zeigte schon Mascart, daß bloße Erhitzung der Temperatur oder des Luftdrucks in der Atmosphäre keine Nebel herbeiführen könne, wenn nicht in der Luft feste Rauchteilchen oder gewisse Gase, wie schwefelige Säure, enthalten seien, die einen Kern bilden, um den sich das Wasser kondensiert. Auch Mitin hat kürzlich dasselbe durch Versuche bewiesen und die Experimente in der londoner physikalischen Gesellschaft hatten ebenfalls den Zweck, die Wichtigkeit der Mascart'schen Behauptung darzutun. Dazu war ein kugelförmiges Glasgefäß, das etwas Wasser enthielt, mit einer Luftpumpe verbunden; das Innere der Flasche konnte durch das Licht einer elektrischen Lampe erleuchtet werden. Zuerst ließ man ein wenig von der stauberfüllten Luft des Auditoriums in die Flasche eintreten; bei der dann vorgenommenen Luftverdünnung trat sofort ein dichter Nebel auf; wurde jedoch das Wasser in der Flasche empor geschüttelt und dadurch der Staub aus der in der Flasche enthaltenen Luft mehr und mehr entfernt, so wurde auch der Nebel immer dünner und dünner. Eine geringe Quantität Rauch führte dichte Nebel herbei; dasselbe erreichte man dadurch, daß man ein Stüchlein brennenden Schwefel in die Flasche brachte; sogar ein durch einen elektrischen Strom in's Glühen veretzter Platindraht gab genug feste Teile ab, um die Bildung eines Nebels zu veranlassen.

Die Nervenkonstitution der Insekten. Beim Menschen sehen außer den Nerven des Herzens und der inneren Organe fast alle übrigen Nerven unter der Oberaufsicht des Gehirns, alle Bewegungen der Gliedmaßen und Muskeln geschehen in Uebereinstimmung mit Antrieben, welche vom Gehirn ausgehen. Bei den Insekten jedoch ist kein Zentralnervenorgan vorhanden. Allerdings liegt der Hauptknotenpunkt der Nervenmasse gewöhnlich in der Nähe der Sinnesorgane und nimmt direkte Nervenstränge von den Augen, Fühlern, Maul und anderen benachbarten Partien in sich auf, aber Flügel und Beine werden durch besondere Knoten von Nervenzellen bewegt, die zwar durch eine Art Markleitung mit dem Kopfe in Verbindung stehen, aber auch ganz unabhängig von diesem funktionieren können. Wenn wir z. B. einer Wespe den Kopf abschneiden, ihn auf eine Nadel stecken und ihm etwas Zuckersirup vorhalten, so wird das Maul begierig den süßen Saft einschlürfen, ohne daß es etwas von dem Verluste des Magens weiß und sich bewußt wird, daß die eingenommene Nahrung an der dem Maul entgegengesetzten Seite wieder herausläuft. Schlagen wir ferner einem Exemplar der rings um das Mittelmeer vorkommenden Insektenart der „Gottesanbeterin“ (*mantis religiosa*) den Kopf ab, so hassen die am kopflosen Rumpfe befindlichen Vorderfüße ruhig weiter nach Fliegen und suchen die gefangenen in das fehlende Maul zu bringen. Mags mit dem Menschen sein wie es will, die niedriger organisierten Tiere sind mehr oder minder bewußte Automaten, deren Lebensäußerungen rein mechanisch durch die Art der Nervenkonstitution und die Eindrücke von außen her bedingt werden.

Flöten gehen. Der Ausdruck hat wohl schon manchen gewundert — ähnlich wie das „Maulaffen feil halten“ — denn mit einer Flöte und Flöten hat er eben so wenig zu tun, wie dieses feil halten mit irgend einer geheimnisvollen Affengattung. Offenbar stammt auch dieser Ausdruck aus dem Plattdeutschen und zwar muß es eigentlich heißen: flecten, d. h. fließen, schwimmen. Aus dem ihnen unverständlichen flecten haben die Süd- und Mitteldeutschen dann „flöten“ gemacht, wie aus dem „Maul apen“ (offen) die Maulaffen entstanden sind. Flöten gehen bedeutet also fortfließen, schwimmen gehen — was vollständig dem Sprachgebrauch entspricht. lb.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Hamburg. F. L. Das „Archimedische Gesetz“ hat mit Politik und Rechtspflege nichts zu tun; es ist vielmehr ein physikalisches Gesetz und besagt, daß jeder in eine Flüssigkeit versenkte Körper von seinem Gewichte soviel verliert, als das Gewicht der von ihm verdrängten Flüssigkeit beträgt.

Benannt ist dieses „hydrostatische“ Gesetz nach dem Gelehrten, der es entdeckt hat, d. i. der größte Mathematiker des klassischen Altertums, Archimedes von Syrakus, der im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt gelebt hat. Auf die Entdeckung dieses Gesetzes bezieht sich das auch heute noch vielzitierte Heureka! z. B.: Ich hab's gefunden! das Archimedes ausgerufen haben soll, als er beim Baden auf den jenem Gesetze zugrundeliegenden Gedanken gekommen sein soll.

Jürich. Stud. V. S. Sie finden die gewünschte Auskunft, die uns an dieser Stelle zu geben beizeiten der Raum fehlt, im „Handbuch der deutschen Altertumskunde“ von Lindenschmitt.

Breslau. Kaufm. S. B. Die polnische Literatur der neuesten Zeit ist garnicht so arm, als Sie meinen. Auf dem Gebiete des Dramas und des Romanes ist Bedeutendes geleistet worden. Auch die Leistungen auf dem Felde der wissenschaftlichen Literatur sind nicht zu verachten. Der bedeutendste polnische Schriftsteller der allerneuesten Zeit ist Kraskzewski, der Erzählungen aller Art, von der Volkserzählung bis zur historischen Erzählung, soziale Romane und Dichtungen in gebundener Rede geschrieben, Denkwürdigkeiten herausgegeben und als Journalist gewirkt hat und überall der Welt höchst Beachtenswertes bietet. Da Sie die polnische Sprache verstehen, so können Sie sich ja davon überzeugen.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Erfurt. F. G. Fragen, deren Gegenstand nicht von allgemeinem Interesse ist oder sich nicht zur öffentlichen Besprechung eignet, beantworten wir nicht, wie Sie sonderbarer Weise meinen, brieflich, sondern in der Regel garnicht. Unsere Tätigkeit als Ratgeber ist ausschließlich eine öffentliche, und nur weil wir Ihnen einen Rat geben können, den jeder junge, im übrigen gesunde, aber durch aufregende Träume belästigte Mann zu befolgen wohl tut, erhalten Sie statt des verlangten Briefes überhaupt eine Antwort. Also: kalte Waschungen vor dem Schlafengehen, leichtverdauliche Nahrung besonders bei der mehrere Stunden vor dem Niederlegen eingenommenen Abendmahlzeit, tüchtige Bewegung und offener Leib, letzteres, wenn es nicht anders geht, durch Kaltwasserlustrire zu erzwingen.

Berlin. E. K. Gegen Schlangengift ist Ausfangen der Wunde, Auflegen von Charpie, das mit Chlorwasser getränkt ist und festes Binden des gebissenen Gliedes oberhalb der Wunde anzuwenden. Das Ausfangen der Wunde ist ungefährlich, weil das Schlangengift nur schädlich wirkt, wenn es in unmittelbare Berührung mit dem Blute kommt.

Braunschweig. W. G. Die „fettigen Stellen“ in Ihrem Gesicht sind eine Folge überreicher Absonderung der Talgdrüsen. Lösen Sie in 12 Teilen filtrirtem Regenwasser einen Teil zerstoßenen gereinigten Borax, wie sie ihn bei jedem Drogeristen zu geringem Preis haben können. Gießen Sie, nachdem Sie die Mischung einige Stunden stehen gelassen haben, die Flüssigkeit ab, setzen Sie eine Kleinigkeit Perubalsam oder Orangenblütenwasser hinzu und fällen Sie das so erhaltene Waschwasser auf Flaschen. Des Morgens, wenn Ihr Gesicht nicht mehr vom Schlafe sonderlich warm oder schweißig ist, waschen Sie dasselbe mit jenem Wasser und lassen es einige Minuten ungetrocknet, um dann die gewöhnliche Morgenwäsche, aber ohne Seife vorzunehmen.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. E. K. Herr W. Trausil hat vor ungefähr 1½ Jahren die Redaktion eines freikonservativen Blattes übernommen. Seit jener Zeit hat er aufgehört, Mitarbeiter der R. W. zu sein.

Curitiba (Brasilien). A. S. Wann kommt die Fortsetzung Ihres Artikels über Brasilien? Febl. G.

Kittlig. R. W. Die Blätter aus dem betreffenden Fremdenbuch, welche Sie uns eingeschickt haben, enthalten nichts, was der Veröffentlichung wert wäre. Wir schicken sie daher Ihrem Wunsche gemäß zurück.

Gobelsburg. R. Jederzeit derartige willkommen.

Charlottenburg. Referendar und Lieutenant a. D., Schriftsteller und Dichter F. A. Ihre Novellen, Humoresken, Abhandlungen und Gedichte, zusammen in unsern Händen wohlgezählt ein halbes Schock, sind alle gleichgut und eines wie das andre trefflich geeignet zur Aufnahme — in unsern Papiertorb. Sollten Sie dieselben jedoch zurückverhätten wünschen, so sehen wir ebenfalls gern zu Diensten. Vielleicht teilen Sie uns noch im Vertrauen mit, wieviel Duzend Redaktionen vor uns das Vergnügen hatten, diese meist schon durch ihr Alter ehrwürdigen Kinder Ihres Geschlechtes belächeln zu sehen.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Die pariser Salons und die Encyclopädisten. Von C. Fehleisen. (Fortf.) — Gibt es Gespenster? Von Dr. Richard Ermit. (Schluß.) — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fortf.) — Gottsched, Göthe, Lessing. Ein Stück Kulturgeschichte. (Mit Portraits.) — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: Das Volkslied. — Luchs und Auerhahn. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Rote Kanarienvögel. — Wirkung hohen Drucks. — Die Nervenkonstitution der Insekten. — Flöten gehen. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Diez in Stuttgart.